

belgischen, englischen und französischen Regierung gegenüber im Voraus keinerlei verbindliche Zusicherung abgegeben, muß sich vielmehr ihre Handlungsfreiheit innerhalb der Grenzen ihres Programms, das die Durchführung des Vertrages von Versailles bis zur Grenze des Möglichen vorsieht, ausdrücklich vorbehalten.

Der Ausbau des Straßburger Hafens geplant.
Straßburg, 11. Dezember. Die französische Regierung beschließt, im kommenden Jahre den Straßburger Hafen in großartiger Weise auszubauen. Das Hafengebiet wird eine große Schiffsverwerft erhalten, wozu die Stadt Straßburg Grund und Boden kostenlos zur Verfügung stellt. Die Schiffe des Rhein-Marine-Kanals soll verdoppelt und das Schiffsverwerft am Hafen erweitert werden.

Freistaat Danzig.

11. Dezember. In der gestrigen Sitzung des Volksrates gab der stellvertretende Senatspräsident Dr. Jochen eine Erklärung des Senats ab, die zunächst feststellt, daß Danzig, gegen den Willen seiner Bevölkerung vom Deutschen Reich losgerissen, nun verfassungsmäßig seine eigenen Angelegenheiten zu erledigen habe. Die Gewährung der Danziger Verfassung durch die Reichsregierung sei eine unbedingte Bürgerpflicht für die Freiheit und Selbstständigkeit der freien Stadt Danzig. Das Gedeihen des Staatswesens hänge von den freundschaftlichen Beziehungen zu den Nachbarstaaten ab. Offen und freimütig wolle man vor aller Welt bekennen, daß es die vornehmste und heiligste Pflicht sei, den anerkannten deutschen Charakter der freien Stadt Danzig dauernd aufrechtzuerhalten.

Frankreich.

Die französische Dienstadt.

Paris, 11. Dezember. Wie das „Journal des Debats“ mitteilt, wird die Militärdienstadt vom Oktober 1922 ab 18 Monate betragen. Nach der Gesetzesvorlage, die am Dienstag der Kammer zugeht, soll eine Übergangsperiode geschaffen werden, während deren die Dienstadt 24 Monate betragen soll.

Amerika und Japan.

Minneapolis, 11. Dezember. Im Repräsentantenhaus erklärte der Vorsitzende des Ausschusses für Asien, in einer Rede über die japanische Frage, Amerika habe stets gehofft, einen Krieg mit Japan zu vermeiden. Die kaiserliche Frage hänge von der Arbeiterfrage ab. Kaiserliche Vorurteile beständen nicht. Eine Politik der allgemeinen militärischen Liebespflicht sei der beste Schutz Amerikas. Solange Amerika einigermassen vorbereitet sei, bestehe keine Gefahr für einen Krieg zwischen Amerika und Japan.

Bomben-Anschlag im rumänischen Senat.

Bukarest, 11. Dezember. In der Senatsitzung am Donnerstag wurde ein Bombenanschlag verübt, durch welchen der Vizepräsident und der Minister des Innern getötet und zwei Vizepräsidenten, zwei Senatoren, ein Minister und ein General schwer verletzt wurden.

Kleine Mitteilungen.

Berlin. Der Reichsrat hat den Beschlüssen des Reichstages über die Erhöhung der Kinderzuschläge für die Beamten einstimmig zugestimmt.

Berlin. Staatssekretär August Guler, der Leiter des im November 1918 gegründeten Reichsamts für Luft- und Kraftwesen, ist zur Disposition gestellt worden. Ein Nachfolger für ihn ist noch nicht bestimmt. Der künftige Leiter des Amtes wird nicht mehr den Titel eines Staatssekretärs, sondern nur den Rang eines Ministerialdirektors erhalten.

Die Bolschewiken schaffen das Geld ab. Die „Dolig-Roll“ erfährt aus Helsingfors, daß die Sowjetregierung sich entschlossen habe, alle Geldarten abzuschaffen. In die Stelle des Geldes sollen kurzzeitige Schatzscheine treten, die alle zwei Monate erneuert werden sollen. Alle Gegenstände des Verbrauchs sollen durch ein Kartensystem ersetzt werden. Die Bauern werden durch viele Pläne der Bolschewiken in große Beunruhigung versetzt.

Mythosen. Wie uns berichtet wird, hat der Präsident der französischen Republik, Millerand, auf Antrag des Oberkommandos für die Rheinprovinz, Irland, und des kommandierenden Generals der französischen Besatzungsarmee am Rhein, Degeante, 13 Rheinländer die von französischen Militärbehörden verhängten Gefängnisstrafen erlassen.

Berlin. Der Staatssekretär im Reichsfinanzministerium, Mosler, wird aus dem Reichsdienst ausscheiden.

Frankfurt. Mit einer Bestellung von 20.000 Eisenbahnwagen an die deutschen Wagnerschriften heranzutreten. Diese Tatsache mag zuerst eigenartig erscheinen, wenn man bedenkt, daß tausende deutsche Eisenbahnwagen, die auf Grund des Friedensvertrages an Frankreich abgetreten wurden, auf französischen Bahnhöfen unbenutzt stehen. Doch handelt es sich bei dieser Bestellung um Eisenbahnwagen französischer Bauart. Sie sollen teils in der teils durch Austausch gegen die nichtbenutzten deutschen Wagen bezahlt werden. Auch aus Belgien ist ein Auftrag auf Eisenbahnwagen eingegangen.

Bismarck über Wilhelm II.

Aus dem dritten Band der „Gedanken und Erinnerungen“.

Rom. „Il Tempo“ beginnt mit ausführlichen Veröffentlichungen aus dem in Deutschland durch die Reichsregierung verbotenen dritten Band von Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“. Hauptabschnitte aus dem Werke erscheinen gleichzeitig in Zeitungen verschiedener Länder mit Ausnahme Deutschlands.

Das erste Kapitel: „Prinz Wilhelm“ schildert die anfängliche Beziehung des Kaisers zum Kanzler, dann den rasch aufsteigenden ersten Zwiespalt nach der Krönung beider Herren. In einem Briefe nennt Prinz Wilhelm im Jahre 1887 den Kaiser den Mann, dessen „herrliches Werk“, das Reich, noch lange vor ihm, dem Schöpfer selbst, geschäftet und geschnitten werden möge. Doch zugleich verteidigt sich der Prinz damals wegen seines Eintretens für den Kaiser.

In einem weiteren Briefe kündigt der Prinz, ein Jahr vor dem Tode seiner beiden Mütter, dem Kaiser einen Gruß an, den Wilhelm II. im Jahre 1887 an, an die deutschen Fürsten, denen er im Augenblick seiner eigenen Thronbesteigung später ausgedrückt hätte, wie er sich mit ihnen befehlen wolle, ehe er bestiege; denn — so fügt Wilhelm

an Bismarck hinzu — „pariert muß werden“. Diesen Gruß wählte Wilhelm II. als seine erste persönliche Begegnung mit dem Kaiser, damit er sofort bei der Thronbesteigung überall bekannt werde. Bismarck erwiderte darauf: „Darf ich Eure königliche Hoheit ersuchen, den mir gütigst übergebenen Entwurf unverzüglich den Flammen zu übergeben.“

Es folgt das Kapitel „Kronrat“, in dem die letzten Ideen des nun zur Macht gelangten Kaisers dem Gegenstande zu Bismarcks Anschauungen verknüpfen.

Bismarck gab nach und Wilhelm II. Arbeiter

Die Spannungen wuchsen, der Einfluß Bismarcks, den Bismarck selbst ins Amt gebracht hatte, auf den Kaiser nahm zu. Von nun an hält sich der Kaiser nach seiner eigenen Mitteilung an tägliche Konzilien, die erweisen, daß er die Kräfte nach sich führt.

Zum ersten Male wird von Bismarck der Gedanke ventiliert, ob er nicht freiwillig gehen solle. Zwei, oder dreimal betont er den Gedanken: hätte er deutlich gewußt, daß man ihn wirklich gehen lassen wolle, so hätte er es sich und dem Kaiser leichter gemacht.

Der entscheidende Augenblick naht heran. Es ist im Januar und Februar 1890, einige Wochen vor der Entlassung, als Bismarck in einem neuen Konflikt mit seinem Herrn, in einer Szene im Berliner Schloss, die er anschaulich schildert, plötzlich die direkte Frage stellt: „Es scheint, ich bin Eurer Majestät im Wege.“ Und er fährt fort: „Der Kaiser schweig, befehle also.“

Jetzt schlägt die Stimmung des Kanzlers um — und der alte Trotz, der seiner Stolz, die ganze Höflichkeit seines lebensfähigen Wesens wenden sich gegen den Bedrückten, um ihm nun gerade den Abschied möglichst schwer zu machen. Das Kapitel „Meine Entlassung“ zeigt einen Mann, der nach allem, was er für den Staat geleistet hat, nicht will weichen, sondern mit einem Kampf zum Gehen gezwungen werden wird. Bei mehreren Sitzungen, denen der Kaiser präsiert, nimmt das gesamte Kabinett, teils durch Zustimmung, teils durch Schweigen, gegen den Kanzler für den Kaiser Partei, und es Bismarck darüber fragt: „Warum?“ erwidert ihm einer: „Es muß etwas geschehen, was ihm gefällt.“ Bismarck knüpft daran die boshafte Bemerkung, er freue sich, die Macht des Königs in Preußen so hart gefeilt zu finden, die 1802 (als er eintrat) so sehr erschüttert war.

Schließlich, am 18. März, wird der Kaiser immer dringender und nimmt den bekannten letzten „Belustigenden“ des Zentrumsführers, bei Bismarck zum Anlaß einer entzündenden Szene. Er sagt sich am Morgen bei dem Kaiser an, jedoch so, daß der alte schlaue Fürst erst um 8.30 Uhr davon benachrichtigt wird. Als dies Bismarck hinter einer schließlichen Floskel den Kaiser wissen läßt, sagt dieser kurz der Botschaft: „Ich habe gestern nachmittag abgegangen.“ Darauf antwortet er scharf: „Bismarck, ich habe Sie gestern nachmittag abgegangen.“ Dieser nimmt das Recht für sich in Anspruch, in seinem Hause Politiker von Zerstörung empfangen zu dürfen. Der Kaiser erwidert: „Auch dann, wenn ich es können, als Ihr Souverän, verweigere.“ Bismarck bejohnte.

Der Kaiser kommt auf den neuen Reichstag, auf die Sozialversicherung und andere Punkte zu sprechen, in denen er schlicht, wie er voraus weiß, mit dem Kaiser übereinstimmt, schließlich auf seinen Verbleibswunsch seinen Besuch beim Kaiser von Hofstaat und Hofgesellschaft zu verweigern. Darauf hatte Bismarck gewartet. Gelassen zieht er aus seiner Tasche ein Altkleid hervor, und mit dem Bild darauf wendet er den Kaiser vor einem neuen Besucher: denn erst vor einigen Tagen sei ein Bericht des deutschen Botschafters in London, des Fürsten Hatzfeldt, eingetroffen, der recht ablehnend über die Haltung des Kaisers gegen den Kaiser berichtet, die ihm glaubwürdig übermitteln seien. Der Kaiser fragt nach den Einzelheiten. Bismarck weicht aus. Der Kaiser befiehlt ihm, den Bericht vorzulesen. Bismarck lehnt ab, so peinliche Dinge ihm selbst zu übermitteln, doch hat er noch immer den Bericht offen in den Händen, als eine Bedingung. Er hat sich nicht getraut, der Kaiser: jugendlich, neugierig, greift nach dem Bericht, nimmt ihn dem Kanzler aus der Hand und liest ihn selbst. Er wird bleich, unruhig, denn es fanden wirklich recht ablehnende Dinge über ihn darin. Der Kaiser bricht das Gespräch ab und reißt sich seine Gewohnheit nur ganz oberflächlich die Hand, in der er den Helm hielt.

Aber auch jetzt noch verschweigt Bismarck den Wortlaut jener zerknirschten Botschaft. Bismarck lehnt von diesem Punkte ab in wenigen Seiten die Katastrophe sich entfalten. Der Kaiser erhält durch Vermittlung irgendeiner Person den Bericht irgendeines in Rußland tätigen Konsuls, der aus irgendwelchen Telegrafischen etwas wie eine drohende Mobilisation Rußlands voraussetzt glaubt. Der Kaiser, durch jene Szene und die Beschuldigungen des Kaisers plötzlich gegen Rußland erregt, glaubt jedes Wort dieses zufälligen Dokuments, das in seinem Altkleid das Aussehen eines Amtes eine Bestätigung findet, und schreibt ein erregtes, im Tone bedrohendes Büllett an den Kaiser, worin man ihm so hochschallige Nachrichten orentiert. Er sehe aus jenem Berichte des Konsuls eine drohende Gefahr für das Reich aufsteigen und müsse Gegenmaßnahmen treffen.

Bismarck, der seit 20 Jahren prächtige Politik getrieben hat, bringt den ohnedies wütenden Herrn durch seinen Vortrag noch mehr in Wut. Hierzu tritt der bekannte Streit über die Frage, ob die Minister direkt oder nur auf dem Umwege über den Ministerpräsidenten mit dem Kaiser amtlich verkehren dürfen. Und Bismarck verweist sich auf eine 40 Jahre alte Verordnung, nur um sich alle Rechtgründe vor der Geschichte zu sichern. Wieder tritt der Konflikt in eine grundsätzliche Phase: Der Kaiser will mit seinen Ministern einzeln und formlos verhandeln; der Kanzler fordert den Weg der Instanzen, damit nicht sechs Meinungen den Herrn beeinflussen, sondern eine, nämlich seine. Es folgen die bekannten Anträge Bismarcks und seiner Leute. Bismarck, immer bescheid, sich herauszuheben zu lassen, gibt sich noch einen Augenblick den Anstrengen, als wolle er den Posten des preußischen Ministerpräsidenten aufgeben und nur noch einige Monate Reichskanzler spielen.

So erreicht er, was er will; die Geduld des ungeduldigen Herrn rührt er nicht, er fordert die Aufhebung jener alten Verordnung, d. h. der Kaiser fordert, daß Bismarck sich selbst aus der Macht ziehen solle, indem er sie den Ministern überläßt. Bismarck weigert sich, stellt aber seinen Abschied zur Verfügung. Am demselben Mittag schied der Kaiser den Chef des Kabinetts, um das angebene Entlassungsgesuch helen zu lassen. Bismarck entwirft es, langsam und sehr bedächtig. Wilhelm schied seinen Ministerpräsidenten mit der Order: „er erwarte das Schriftstück bis 2 Uhr mittags!“

Bismarck antwortet: „Ich bin jederzeit bereit, meinen schlichten Abschied sofort zu unterzeichnen.“ Zu einem Abschiedsgesuch, das seiner historischen Stellung entspricht, brauche er aber Zeit. Jetzt kommt in dem Buch das berühmte Schriftstück, das schon am Tage nach Bismarcks Tode durch eine Indistinktion bekannt wurde. Es folgt die Verlesung des Verzeihungs- und die Abkündigung des Abschieds. Aus dem Kaiserpalast wird Bismarck mit solcher Eile gedrängt, daß, als seine Leute die Türe zusammenpacken, die Türen und Stiegen schon von neuen Kavalieren belegt sind, die Kisten und Koffer, Wäsche und Depeschen dem Nachfolger bringen, der einen Teil des Hauses besetzt, ehe der alte ausgeschieden kann. Es ist der General Caprivi, dem Bismarck ein lautes, freudiges Kapitäl mitteilt, den aber der Kaiser zugleich — in seinem Bericht an Frau Joseph — „den größten Deutschen nach Bismarck“ nennt.

Als Epilog folgt diesem Hauptteil des Werkes ein Kapitel: „Kaiser Wilhelm II.“ — Hier wird der Charakter des Kaisers aus dem Eigenschaftlichen seiner Vorfahren abgeleitet — doch so, daß deren Schwächen und Fehler als Quellen betrübender Schwächen des Kaisers gleichsam entschuldigend aufgeführt werden, während von ihren Tugenden und Tugenden bei dem Kaiser nicht gesprochen wird. Es geht es von der Prachtliebe Friedrichs II. über zu der Vorliebe Friedrichs Wilhelms II. für „Lange Kerse“, über die Nachfolge Friedrichs des Großen, über Bismarck und Schwäche Friedrichs Wilhelms IV. bis zur Eitelkeit und Verheerlichkeit Friedrichs III. — und die Analyse wird nur an einer Stelle mit der Bemerkung unterbrochen: „Nur von einem seiner Vorfahren scheint der Kaiser nichts geerbt zu haben, und das ist sein Großvater Wilhelm I.“ — worauf eine unbedingte Verherrlichung dieses Fürsten folgt.

Mit scharfer Kritik über den Vertrag, den Caprivi zum Austausch von Helgoland gegen Sankt Peter und Paul und noch schärfer gegen die Erneuerung des russischen Vertrags schließt das Buch.

Einer seiner letzten Sätze lautet: „Aus diesen Umständen leuchtet die schwere Gefahr für Deutschland, doch auch für ganz Europa auf. Die Katastrophe eintreten wird, um in jenseitiger wird sie sein.“

Zeitungsschau. Der große Sammel.

Unter dieser Überschrift schreibt die „Kölnische Zeitung“:

Der Londoner Verlegerhändler der „Kölnischen Zeitung“ hatte kürzlich, belegt durch Ausführungen der „Evening News“, gemeint, wie peinlich das Ausland von dem Schicksal der deutschen Wirtschaftskrise und der Verarmung der Bevölkerung zu Leid gekommen sei, und wie deutsche Leidende die Krise des Auslandes immer wieder bemerkt, dieses Leidende als den Grund der deutschen Wirtschaftskrise. Der Kaiser hat sich für unser Völkergeschick, mit dessen Hilfe sich die Entschädigungsleistungen bestimmen ließen. Das Ausland ist so nicht oder will auch nicht sehen, daß der einem kleinen Bruchteil der deutschen Bevölkerung eine allgemeine Bedeutung zugewiesen wird, die ihm nicht zusteht. Der Kaiser hat die großen wirtschaftlichen Schäden nicht, der in allen den deutschen Familien herrscht, die durch Krieg und Revolution verarmt sind, er sieht das Verfallender Völkergeschick in eine materielle und geistige Not, und glaubt den Zahlen nicht, mit denen die unerträgliche Statistik die gesundheitliche Zerrüttung unseres Volkes schildert. Der Ausländer nagelt nach dem Beispiel der „Times“ die wahren Ursachen der Verarmung bei dem Hungerleidenden fest — es wird viel ausländisches Geld auch bei ihnen vermisst —, rechnet uns unseren Champagnerverbrauch vor — er sieht zu einem guten Teil durch die Reichen der Ausländer — und sieht in allen Hauptfragen auf solche Rückschlüsse, an die er dann falsche Betrachtungen über das Wohlergehen der deutschen Bevölkerung knüpft. Der Ausländer sieht in Licht getauchte Vermögensverhältnisse, in denen das Tagesprogramm nicht abtritt. Es beginnt mit dem an Wochenenden für ein bescheidenes und verarmtes Volk völlig unmöglichen Morgenkonzert der Kaffeehäuser und leitet über den Kaffeehäuser hin zu den Kabarettstücken des Abends, auf deren Programm — am Ende hängt das alles! — mehr und mehr die Namen erster deutscher Schauspieler und Sänger zu finden sind, die durch dieses Herabfallen in die Welt der Verarmten den wahren Kunstinstinkt mehr und mehr entzogen werden. Der Ausländer sieht die leuchtende Hingabe von Geldvermögen, die legendäre Reichtümer von Jahren als Dabidmüllerei hinstellen, und sieht Schicksale, die bei ihren überflüssigen Tugenden im besten Gebiet mit der verarmten Klasse mit der Verarmten den höchsten Vogel herabzuwerfen. Der Ausländer hört und sieht von Trunksaufen und Wollschweifungen, von Tanzturnieren, bei denen sich namhafte Künstler als Preisrichter bloßstellen, im Brüllen von den Bischof, Säulen und Anklagenwänden die bunten Wertheplakate von tausend Kulturwerken an, und die Auslagenfenster mancher Spielhäuser erinnern ihn mit ihren taktlos-prunkvollen und überflüssigen Aufmachungen an die Hochkulturaufstellungen vergangener Zeiten. Der Ausländer sieht in den Straßen die wachsende Zahl der Bettelträger und Bettelgerinnen, und vergleicht sie mit den Bodenpreisen, er sieht gedanklos das Volk aufsteigen, in Windel eingehüllte Hunde spielen führen und sagt sich, uns müsse es gucken. Der Ausländer hört, daß in einem Berliner Vergnügungspark allein 1300 Personen beschäftigt sind und vermag nicht einzusehen, daß die Arbeit uns retten kann, er sieht einlängliche Speisefarten und Weinpreise, die man als glatten Wucher bezeichnen würde, wenn man nicht immer und immer wieder porgeredet bekäme, daß sie mit den Herstellungs-kosten durchaus im Einklang stünden. Der Ausländer hört noch nicht zu hemmenden Schreien zur letzten genannten Kulturwerke und läßt sich von unsern leichten illustrierten Blättern einreden, daß man in Deutschland keine größeren Werke habe als die Bügel, kaltenintelligen der Filmbilder und die angelegene Nachfolge der ihnen entsprechenden weiblichen Zein-wandlungen, deren Anklagenformulare längst alles guten Schmacks hat. Der Ausländer sieht bei uns mehr und mehr jene Sorte von illustrierten Zeitschriften, die sich mit gelbeschem Schmuck und Verwirrung des Blickes das wirklich gute Gesehene beibringen, und er sagt sich, ein Volk, das solche Blätter ernährt, scheint keine großen Sorgen zu haben. Und über allem dem sieht der Ausländer dann einen Hübel von geistloser schmutziger Literatur ausgegossen, die sich breit machen konnte, seitdem die Revolution der Jenseit der Bureaukrasie mit samt den Haarbügeln ausfiel.

Das alles sieht der Ausländer, und, falls er

Journalist ist, meldet er es seinem Blatt, falls er Politiker ist, schloßet er es zuungunsten Deutschlands aus, falls er nichts weiter als ein ausländischer Mensch ist, wendet er sich mit Gelächern ab und bedauert ein Volk, das so tief gesunken ist, und sieht nicht, daß es gibt auch Dinge, die der Ausländer nicht sieht oder nicht sehen will. Er sieht die Armut, sieht das Elend in seinen Kreisen nicht. Er sieht die Krankenbetten nicht und nicht die Gräberreihen auf den Friedhöfen. Er hört nichts von der Not von Millionen von Familien, die früher gut bestückt waren und sich nun durch eine trostlose Zeit hindurchkämpfen. Der Ausländer hört nichts von solchen Gesellschaftsleben, das nun die guten Kreise unter sich führen, sieht nichts von gemündeten, faden-schleimigen und geliebten Feiern. Die Not der gebildeten Kreise bleibt dem Ausländer fremd, und die Scharen bedürftiger Kinder, die ihm Abend für Abend Streichhölzer anbieten, erzählen ihm nicht, daß wir solche Verhältnisse in Deutschland nicht kennen. Der Ausländer sieht die Spararmut nicht, mit der wir heute bauen und umbauen müssen, er sieht nicht den billigen Kaufkraft, den Hunger, der an die Stelle aller Dignität und Materialität getreten ist. Und der Ausländer zählt auch nicht die Scharen schmerzender Ausländer, die in deutschen Weinbäumen sitzen und von ihm zu kassen deutschen Schlemmermühen gebau werden. Daß die Preise im deutschen Gebiet durchweg höher sind als anderswo im deutschen Reich, veranlaßt den Ausländer nicht zum Nachdenken über mögliche Rücksicht an manchen Zuständen, aber es muß betont werden, daß gerade das ausländische Schicksal und sonstige Regelmäßigkeiten der Regelmäßigkeiten im deutschen Gebiet erst die Zustände mit herausbilden helfen, die der Ausländer heute bei uns sieht.

Indes, das, was der Ausländer bei uns nicht sieht oder nicht sehen will, befragt nicht sein Urteil über das, was er sieht. Er sieht die tief eingegrabene Not der Deutschen und des Hungers nicht im Anfang des deutschen Volkes, weil seine Wahrnehmungsbahnen ihm gestatten, dort zu weilen, wo Kriegs- und Revolutionsgewinne den Körper mit einer Festschicht überzogen haben. Das ist keine gerade allzu neue Feststellung, hindert aber nicht, daß die Kern des schiefen Urteils bildet, das das Ausland sich über unsere materielle Lage bildet. Und die unendliche Gefahr, die darin für uns liegt, sollte uns endlich veranlassen, den entsetzlichen Kampf mit dem Wucher- und Schieberum und den Elenden, an denen es paßt, aufzunehmen, den aufzunehmen bisher noch keine nachrevolutionäre deutsche Regierung gewagt hat. Daß das stärkere Angebot eines Taps preisgegeben werden würde, glaubt nachgerade kein Mensch mehr; das Schieberum wird sich dafür sorgen, daß die Verleumdung seine Sache bleibt, wenn man ihm nicht endlich an die Gurgel fährt. Man streife doch endlich die falsche Sentimentalität ab, die der abschreckenden Scharen zurückstreift. Die Moral der Berliner Sattler, die den Reichspräsidenten aus ihrem Verband ausschloßen, weil er sich nicht dazu verstehen konnte, einen heftigen Widerstand gegen die Beseitigung der Todesstrafe zu leisten, kann für ein Volk nicht maßgebend sein, dem der Wucher das Volk auslaugt. Und dann hänge man mit den Kleinen auch die Großen und Großverwunden. Bist man sich durch seine falsche Klugheit abholten, dann mit man auch den Stützen beikommen können, in denen das Treiben des Schieber und Wuchers zum Vergnügen für das Ausland und zum Ansehensherd und Anreiz für den nach guten Teil unseres Volks wird. Man würde können, wie schnell manche Ausbeutungslüste ihre Fortschritte über andere können, wenn man Sekt, Wein- und Spielpreise, die die Zeiten regeln, in denen Wein und Sekt verabreicht werden dürfen, ohne nach heißen Protesten und leeren Drohungen zu fragen und ohne sich darum zu kümmern, ob den Gemeinden Vermögensverluste abgehen, die letzten Ende nichts mehr sind als Wirtshäuser, die man aus einem todkranken Volk herausholt. Der Wucher lebt zu einem guten Teil nur, weil man ihn leben läßt und den Kampf wider ihn nicht zum Kernpunkt aller Regierungen gemacht hat, und die Vermögensverluste können, trotz aller Nachkriegsphilosophie, nur in diesem Maße um sich greifen, weil man ihn nicht entgegentrat in der letzten Ansicht, daß die Vermögensverluste selbst das Volk beruhigen könnten. Statt dessen hört man immer nur die Klage, daß man sich wegen der Wucherpreise an seinem Vergnügen mehr beteiligen könne, und immer weitere Kreise werden verarmen, die Mittel zu erlangen, die die Teilnahme an diesen erlesenen Genüssen ermöglichen. Darum müßte das Schieber- und Wuchertum anstatt zurückzugehen.

Damit naht dann auch der scheinbare Wohlstand, den der Ausländer sieht, und er kommt uns mit seiner Champagnerkritik, die doch letzten Endes nichts weiter beweist, als daß die Zeiten eines allgemeinen Niederganges stets Zeiten einer fastigen Blüte für die wenigen gewesen sind, die sich soweit des moralischen Falls zu erheben vermögen, um Wucherspiele zu sich zu nehmen. Der Ausländer aber, der jetzt noch das Bild einer Schieblüthe sieht, der sollte sich nachdenklich auch fragen, ob der Friede von Versailles nicht durch die Hoffnungslosigkeit, zu der er den Besiegten verurteilte, auch die Moral eines Volkes hätte erschüttern können, dessen Widerstandskraft nicht durch einen vierjährigen Krieg gegen den Hunger erschüttert war. Wer den Frieden von Versailles billigt, der hat kein Recht, sich zum Seitenrichter über ein Volk aufzuwerfen, das an diesem Frieden zugrunde geht.

Aus Stadt, Kreis u. Umgebung.

Hochheimer Lokal-Nachrichten.

Hochheim. Goldene Hochzeit. Am verlosenen Samstag, den 11. Dezember, feierte Herr Gutsbrunner Philipp und Gutsbrunner Magdalena, geborene Hilt, das Fest der goldenen Hochzeit. Nach dem Gottesdienste in der Pfarrkirche wurde das Jubelpaar am Altare, umgeben von den Kindern und Enkeln, noch einmal eingeseigt, wobei Herr Pfarrer Harborn eine sinnige Ansprache hielt und als Geschenk ein reichhaltiges Buch im Namen des Hochs. Herrn Bischofs überreichte. Das Ehepaar bildet auf eine Nachkommenschaft von 8 Kindern und 23 Enkeln herab, die alle wohlgeordnet sind und der Familie Ehre machen. Möge dem Jubelpaar, das sich noch einer seltenen körperlichen und geistigen Mithilfe erfreut, noch manches glückliche Jahr beschieden sein!

Hochheim. Eine Fahrt an die Wasserlinie. Erleben, wenn auch nur im Geiste, die aufmerksamen Zuhörer des Herrn H. Reinhardt aus Mainz, welcher über dieses Thema am vergangenen Samstag in der Ortsgruppe des Deutschen Vereins für Volkskunde sprach. Der Vortrag fand vielfache Ergänzung durch eine große Anzahl scharfer Beobachter, von denen die bemerkenswertesten die prächtigen Bauten der alten Hansestädte Bremen, Hamburg, Lübeck wiedergeben. Lebhaftes Interesse begegneten auch die maritimen Ansichten Kleins und des Kaiser Wilhelm-Kanals als Zeugen unserer

gegen 8½ % der wurde ein mit 14 Robetten beladetes Auto in einen Hinterhalt gelockt, worauf die Insassen des Autos mit Bomben angegriffen wurden, wodurch verschiedene der Robetten schwer verletzt worden sind. Kurze Zeit darauf begann der Brand, der zunächst drei Geschäfte sowie im Innern der Stadt ergriffen hatte, aber bald auf das Rathaus übergriß, sowie auf die Getreidebörse und die Bibliothek, die von dem Amerikaner Carnegie gestiftet worden war. Auch ein Schauspielhaus brannte nieder. Der Schaden wird auf sieben Millionen Pfund Sterling geschätzt.

Großer Brand in New York.

